

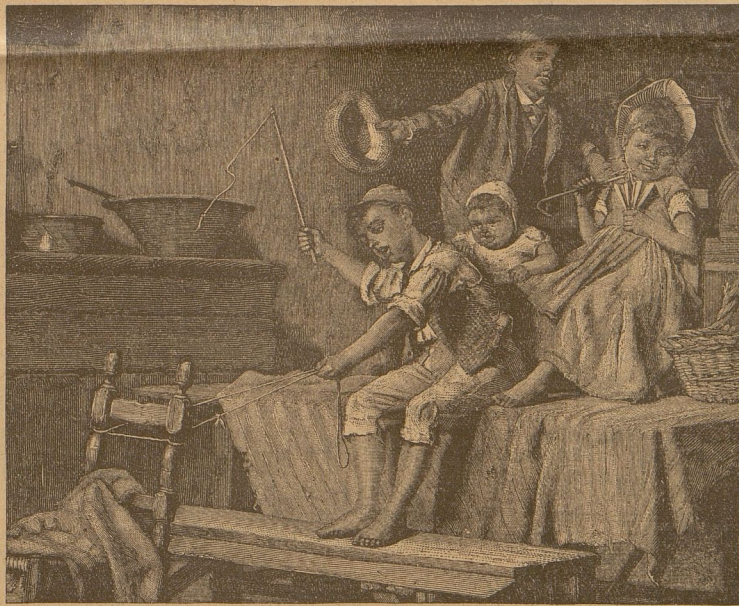


Die Hungersnot in der Bretagne.

Unrechtbares Glend ist diesen Winter über die Bevölkerung der Bretagne hereingebrochen, die von einer Hungersnot heimgesucht wurde, wie man sie in europäischen Ländern kaum mehr erwartet; die Schilderungen von der Not, die dort herrscht, erinnern an längst überwundene Zustände oder an die Hungersnöte, die das Ausbleiben der Monsunwinde in Indien oder mangelnde Niederschläge in den russischen Steppen erzeugen. Dicht den fruchtbarsten Gegenden Frankreichs benachbart, leidet die Bretagne beständig unter dem Druck ungenügender Nahrungsquellen. Der meist felsige Boden läßt keinen ergiebigen Ackerbau zu, und die schwache Bevölkerung, die hauptsächlich in den zerstreuten Küstenstädten angesammelt ist, ist auf den Fischfang als fast einzige Erwerbsquelle angewiesen. Dabei genießt die Bretagne ein besonderes Ansehen, und zwar vornehmlich in klerikalen Kreisen. Die Bevölkerung gilt als äußerst fromm und ist den Priestern blind ergeben. Die Bretonen erblickten nun in dem Umstande, daß die Sardine, der kleine weiße Fisch, aus dessen Fang sie ihre Haupteinnahme beziehen, ihre regelmäßigen Jahreszüge eingestellt und im vorigen Herbst die Küsten der Bretagne nicht besucht hat, eine Strafe des Himmels und glauben dem Pfarrer gern, daß Gott ihnen und der französischen Regierung dies Verhängnis als Buße für die Ausweisung der Kongregationen sendet. Das rätselhafte Fernbleiben der Sardinen von den bretonischen Küsten hat die Kälte und den Hunger und all das Glend verschuldet, das jetzt in den bretonischen Fischerhütten herrscht. Das Mitleid hat sich angezogen, der namenlosen Not gegen. Die Presse ist für die Notleidenden eingetreten, und sowohl die Pariser- wie die Provinzblätter füllen ihre Spalten mit langen Sammelrufen zum besten der bedrängten Landbesleute. Vorzüglich hat ein Aufruf gewirkt, den der bekannte Schriftsteller Pierre Loti, selber ein Seeoffizier und Verfasser des Romans „Pêcheurs d'Islande“, zu Gunsten der armen Fischerbevölkerung im „Figaro“ veröffentlichte. In dem Roman „Islandische Fischer“ schildert Pierre Loti

das schwere Los und entbehrungsreiche Dasein der Fischer aus der Bretagne, die alljährlich auf den Heringsfang in die nordischen Gewässer fahren und dort an den Küsten Norwegens oder Islands ihrem harten Gewerbe obliegen, während die Familien daheim voll banger Sorge, die Rückkehr des Ernährers erwarten, ein Drama, das sich mit jedem Jahre an den Küsten der Bretagne erneuert. Die Mehrzahl der bretonischen Fischer freilich läßt sich auf so gefahrvolle Fernfahrten nicht ein, sondern beschränkt sich auf die Küstenfischerei. Der wirtschaftliche Tiefstand

Orient bringt die Austerzucht und der Hummerfang der Bevölkerung etwas reichlichere Einnahmen. An einer Küstenstelle nun, wo man im Jahre 1901 noch 43 Millionen Sardinen gefangen hatte, betrug der Fang im Herbst vorigen Jahres kaum zwei Millionen, und während man an derselben Stelle das Produkt der Fischerei im Jahre 1901 für 384 000 Franken verkauft hatte, brachte man es im Jahre 1902 bloß auf einen Verkaufspreis von 34 000 Franken, obgleich der Preis des Tausends sich infolge der Seltenheit der Sardine von acht Franken auf 28 Franken erhöht hat. Auch in den guten Sardinenjahren mußten die armen Fischer der Bretagne mit ihren Familien von einem bescheidenen Einkommen (600—1000 Franken) leben, jetzt sind ihre Einnahmen selbst in den südbretonischen Fischereiplätzen, wo die Hungersnot nicht so arg wütet wie in den nördlichen Küstenstädten, von 800 auf 300 Franken gesunken. In den Wintermonaten mußten die Fischer regelmäßig bei den Kleinkaufleuten Schulden machen, die sie jedoch hinterher abbezahlen konnten; jetzt sind diese Händler selber in Not geraten und haben ihren Kunden den Kredit entzogen. Nur wenige Familien, die noch etwas Land daneben haben, befinden sich in etwas besseren Verhältnissen. Die öffentliche Wohltätigkeit, die sich überall in Frankreich geregt hat, um die Not zu lindern, hat sich nicht auf Geldspenden beschränkt, auch viele Naturalien wurden nach der Bretagne geschickt. Geldsendungen verdienen indes den Vorzug vor der Sendung von Lebensmitteln, weil die selber notleidenden Kaufleute in den bretonischen Städten nicht zu Gelde kommen, wenn die Bewohner nicht gezwungen werden, bei ihnen ihren Bedarf an Lebensmitteln zu kaufen. Auch Papi Leo XIII. hat den Bischöfen von Quimper und Vannes 5000 Franken zur Verteilung unter die treuen Anhänger der katholischen Kirche in der Bretagne überandt. Das Théâtre Antoine und die Oper in Paris haben Wohltätigkeitsaufführungen veranstaltet, deren reichliche Erträge den Fischern in der Bretagne zufließen. Die Bretonen werden in Frankreich allgemein hoch geschätzt, weil sie den Kern der französischen Flottenbevölkerung bilden. Der Pariser Generalkrat fördert die Hilfsleistungen für die bretonischen Fischer nach



Lustige Fahrt.

der Bevölkerung der Bretagne beruht wesentlich auf ihrer konservativen Gesinnung und dem zähen Festhalten in veralteten Fischereimethoden. Die moderne Hochseefischerei, wie sie mit Hilfe von Dampfern von Engländern, Norwegern, Holländern und Deutschen jetzt betrieben wird, findet in der Bretagne geringen Anklang, und in der Vervollkommnung ihrer Arbeitswerkzeuge, der Schiffeneze und der Fahrzeuge, haben die Bretonen erst dürftige Fortschritte gemacht.

Im wesentlichen fließt das Einkommen der Fischerbevölkerung in der Bretagne aus dem Fang der Sardine, nur in den südlichen Departements der Bretagne, in Morbihan und der Loire Inférieure, und insbesondere in der Umgegend des Kriegshafens

Kräften, und auch in La Rochelle und Nantes haben sich Kalkfomites gebildet.

Man hat eifrig den Ursachen des Fortbleibens der Sardine nachgeforscht, und Porrier, der Direktor des Naturwissenschaftlichen Museums in Paris, beantwortet die Frage folgendermaßen: „Die Sardine ist nicht launenhaft. Wenn sie auswandert, folgt sie sehr dringenden organischen Bedürfnissen. Sie sucht vor allen Dingen Nahrung. An der Oberfläche des Meeres leben gewisse mikroskopisch kleine Algen, die man Diatomeen nennt. Diese mikroskopischen Pflanzen blühen und leben nur in sehr starkem Sonnenlichte. Wenn Licht und Wärme ihnen fehlen, so verschwinden sie. Diese Diatomeen bilden die Nahrung winziger Krebsstierchen, und von den Krebschen leben wiederum die Sardinien. Scheint die Sonne nicht, so verschwinden die Diatomeen, welche folgen die Krebschen und endlich die Sardinien, welche gezwungen sind, nach Gegenden zu wandern, wo der Fisch besser für sie gedeckt ist.“ Der vorige Sommer und Herbst war sehr regnerisch, die Sonne verbarg sich hinter Regenwolken und Nebelwänden, und daher rührt der gegenwärtige Notstand der armen bretonischen Fischer. In der Kette der Lebewesen verschlingt ein Glied das andere, und weil infolge des mangelnden Sonnenlichts die Diatomeen ausbleiben, sind auch die Krebsstierchen und die Sardinien ausgeblieben. Man wendet beim Sardinienfang einen gewissen Köder an, von den Franzosen „rouge“ genannt. Die „rouge“ besteht aus eingekalkten Kalkstein- oder Mafreleierstein, man bezieht diesen Köder hauptsächlich aus Norwegen, und jedes Boot verbraucht davon wöchentlich für 60 bis 80 Franken. Im Sommer 1902 ist der Preis der „rouge“ nun wahrscheinlich infolge einer Trubitbildung so gestiegen, daß man dieselbe Quantität, die im Jahre vorher 80 Franken kostete, mit 280 Franken bezahlen mußte. Die Sardinienfischer waren daher häufig nicht in der Lage, sich den Köder in genügender Menge oder Qualität zu beschaffen, und ein Ersatzmittel, das man mit einem minderwertigen, aus Fischabfällen hergestellten Köder versuchte, hat auf die gefangenen Sardinien einen unheilvollen Einfluß geübt; die Fische verderben leichter, und die besseren Konservfabriken verschmähen derartige Sardinien. Sodann ist der Vorschlag gemacht worden, die Sardinien durch ins Meer versenkte elektrische Glühlampen anzulocken. Das würde eine moderne Wiederbelebung der alten, jetzt als Raubfischerei verpönten Methode des Fischens bei Facellicht bedeuten, aber die gegenwärtige Notlage der Fischer läßt selbst solche Vorschläge unannehmbar erscheinen. Die Kräfte der Humanität, die in Wirkfamkeit getreten sind, um die Not in der Bretagne zu lindern, werden in ihrer Gesamtheit allerdings vermögen, das Elend einzudämmen und die Bevölkerung aus ihrer dumpfen und resignierten Verzweiflung zu reihen, die Wohltätigkeit wird dort viele Thränen trocknen; und die Kinder und Frauen der armen Fischer brauchen dann nicht mehr so häufig wie bisher im Dunkel des Abends und der Nacht, die einen schützenden Schleier über ihr verletztes Schamgefühl breitet, umherzuirten und zu betteln. Aber eine dauernde Hebung der wirtschaftlichen Lage der Bretonen ist nur von der Verbreitung größerer Aufklärung und der Einführung verbesserter Wirtschaftsmethoden in diesen westlichen Winkel Frankreichs zu erwarten. Erst dann wird in der felsigen, landschaftlich sowie durch Kirchenbauten, Steinreihen und zahlreiche Altersumsfunde höchst interessanten Halbinsel wirkliche Lebensfreude eintreten, und auf den Landes, der glänkerbewachsenen Heide, bis an das rauschende Meer und in den Fischerdörfern, die zwischen den Felsen am Meeresstrande versteckt sind, werden die Klageklänge und die Seufzer der Not und Sorge verstummen.

Frau Holdings Herz.

Erzählung von Margarethe Balm.

(Vorfassung.)

„Alterschwäche, Alterschwäche,“ sagte die dicke Fleischerin, als sie, von einem Ausgange heimkehrend, die Tante Mergelheim im Flur tanzen sah. Hatte die Greisin auf der Straße abgerichtete Hündchen gesehen, er-

zählte nun den Kindern davon und zeigte ihnen selbst wie die netten Dinger getanzt hatten. Da sagte die Mutter, als sie dazu kam, mit gepreßtem Herzen leise zu den Kindern: „Nacht nicht, das ist eine bedenkliche Alterschwäche!“ Als sie allein waren, setzte sie hinzu: „Ich fürchte, uns steht bald Ernstes, Trauriges bevor.“

„Nun was,“ sagte die fünfzehnjährige Gisa, „die Tante ist alt und alte Leute müssen sterben. Sie wird uns doch alles vermachen?“

„Du denkst mir daran?“ verwies die Mutter die Tochter.

„Woran denn?“ schaltete Robert ein. „Ich habe keinen Grund, über die Tante zu klagen, sie hat mich, wie Gisa, stets dem kränklichen Engelbert gegenüber bevorzugt, aber sie ist alt — alte Leute müssen doch sterben. Und heißt es nicht irgendwo in einem lustigen Gedichte: „Alte Tanten zu beerben“ — „Welch hoher, göttlicher Genuss!“ Der siebzehnjährige Student, jeder Joll ein Student, drehte sich auf dem Absatz seines Stiefels herum und sang.

„Wie herzlich Ihr seid,“ sagte die Mutter zu den beiden Kindern in Tone schmerzlichen Vorwurfs; aber sie waren schon fort und Engelbert sah fragend zur Mutter auf.

„Siehst Du,“ sprach diese, „so waren sie immer, die Zwei. Ich war Euch allen Dreien Mutter, aber bei ihnen ging vieles vorbei, was bei Dir als Herzensbildung haften blieb. Du warst immer wie ich — die anderen haben nicht alles in ihrem Gemüte von mir.“

„Aber sie sind doch auch brav?“ fragte Engelbert treuherzig.

„Natürlich sind sie brav, aufrichtig, gehorham, aber nüttern, so kalt nüttern bisweilen, daß es Dich schmerzt.“ —

Engelbert sann nach. Dann fragte er ganz unvermittelt: „Werde ich ein großer Mann einst werden?“

Die Mutter lächelte. „Meinst Du ein großer, ein berühmter Mann, das ist das Höchste? Ich glaube, Du wirst ein guter Mann sein, das ist das Höchste.“

Die Tante trat jetzt ein und störte das Gespräch der Beiden durch ihre Festigkeit und Erregtheit, mit der sie eintrat. Sie war glührot im Gesichte, klagte über Seitenstechen und fiel in einen Lebensstuh, den ihr Engelbert rasch zugesoben hatte.

„Was ist denn geschehen, warum sind Sie so erregt, Tante?“ fragte die Mutter Engelberts besorgt.

„Nun, siehst Du nicht? Es regnet ja, und ich hatte meinen echten Sammetmantel an, den echten! 80 fl. hat er gekostet, damals als ich noch jung war, jetzt ist so ein Sammetmantel nicht um 100 fl. zu bekommen.“ Sie hüpfelte und keuchte in schmerzlichem Aufzuden.

Es lag viel Komisches in der Erregung der Tante Mergelheim, aber ihre Nichte sah nur den bedrohlichen Ernst darin. „Wo waren Sie denn in diesem Mantel?“ fragte sie.

„Nun, bei der Landesgerichtsrätin Biff, es ist heute ihr Geburtstag und sie gratuliert mir immer zu meinem Geburtstag, so darf ich doch ihren nicht vergessen.“

„Aber Tante,“ rief ihre Nichte, „so einen weiten Weg in dieser kurzen Zeit zu machen, um Gotteswillen, das ist ja schrecklich! Legen Sie doch die schwere Kleidung ab, den Mantel, den Hut, ruhen Sie aus — hier auf dem Sofa.“

Aber die Tante entfaltete nur den Mantel auf dem Sofa, so breit er war und klagte bei jedem Regentropfen, der darauf saß, wüchste und rieb mit ihrem Taschentuche das Wasser vom kostbaren Samt ab. Und sie ließ es sich nicht nehmen, erregt wie sie war, ging sie hinauf auf den offenen, bloß von oben gedeckten Hofbalcon, wo jetzt der Nordwind faufte, dort schüttelte sie ihren Mantel, blüpfete daran und sperrte ihn endlich wieder in ihren großen Kleiderkasten ein.

Sie war die Arbeit gewohnt, aber leakterer Zeit ging es doch nicht mehr wie sonst. Auch hatte sie sich ja sehr erregt und dabei erkältet und fieberte des Abends recht stark in ihrem Bette. Es warf sie der Frost unter den Federbetten. Dann bekam sie brennende

Sitze und große Beschwerden in den Luftwegen. Sie blieb fast bewußtlos liegen, rebete irre und — in acht Tagen war sie tot.

Die arme, böse und doch so gute Tante Mergelheim! Tot war sie, trotzdem der Arzt rechtzeitig war geholt worden, tot, trotzdem Engelberts Mutter nicht einen Augenblick der Pflege veräußert hatte.

„Tot!“ sagte Engelbert mit unbefreiblichem Ausdruck vor sich hin, als die Mutter ihm den Weg ins Krankenzimmer vertrat, aus Besorgnis, daß ihm der Anblick des Leichnams zu sehr aufregen und entsetzen könnte.

Gisa schluchzte und schrie laut am Totenlager und selbst Robert hatte ein ernstes Gesicht und wagte keinen Wis. Engelbert trat nicht ins Zimmer, er betrachtete nur die tote Tante von der Schwelle aus und zwar durch seiner Mutter Augenglas, denn auch diese Eigenschaft hatte er von ihr geerbt, daß er schlecht in die Ferne sah.

„Der Tod ist schrecklich“ — sagte er ernst vor sich hin und sann. „Du wirst auch sterben?“ fragte er und sah seine Mutter plötzlich mit namenlosem Entsetzen in den Zügen an. Sie nickte ihm lächelnd zu. „Daran habe ich noch nie gedacht,“ sagte der Knabe, und Glührote wechselte mit Leichenblässe auf seinem Antlitz ab.

„Alle Menschen müssen sterben,“ sagte tiefersüß die Mutter.

„Du nicht, Mutter,“ rief Engelbert außer sich und stürzte an ihre Brust. Aber er faste sich. „Ich will früher sterben als Du“ — flüsterte er in höchster Erregung, aber äußerlich ruhig, faust.

„Und ich?“ Wehwegen hätte ich denn immer so viel Angst um Dich? Ich will Dich auch nicht tot sehen,“ sagte die Mutter mit nassem Augen.

„Wir sterben also zusammen!“ rief der Knabe. „Vielleicht haben wir zum Glück Beide auf einmal eine ansteckende Krankheit, da geht es vortrefflich.“

Ein Rächeln der Mutter war diesem Einfall gegenüber unvermeidlich.

Aber jetzt hieß es zur Arbeit, zu den Geschäften, zu den traurigen, unheimlichen, unabweislichen Geschäften. Schon kamen die Vereinsboten, die Arbeiter, welchen die Beforgung aller der peinlich amutenden letzten Pflichten obliegt. Die Tante hatte die letzte Klasse für ihre Beerdigung bestellt, es geschah nach ihrem Willen — die Sparfamkeit dauerte bis über ihr Leben hinaus.

„Mutter, Du läßt doch die Leiche zur Aufbahrung ins Krankenhaus übertragen? Ich würde mich fürchten, die Tante sieht Nachts auf, mich zu schrecken,“ sagten Robert und Gisa eins nach dem andern.

„Aber Mutter, Du läßt doch die arme Tante zu Hause aufbahnen!“ rief Engelbert mitleidsvoll. „Es ist doch schrecklich, einen noch warmen Menschen gleich ins Kalte tragen zu lassen! Vielleicht ist auch noch ein bißchen Gefühl in dieser elenden Hülle!“ — Alle schüttelte es, der Arzt aber versicherte, daß die Tante nichts mehr fühle, sondern wirklich tot sei.

„Jetzt hat sie Ruhe,“ sagte Robert nachdenklich. „Sie hatte keinen Frieden im Leben“ — fügte Gisa hinzu.

„Die Arme, Gute. Wir lassen Sie nicht forttragen, bis es sein muß. Nicht wahr?“ sprach Engelbert zur Mutter. Diese erteilte Befehl zur Aufbahrung im Zimmer.

Alle Einrichtungsstücke wurden fortgeschafft und bald lag die Tante weiß angethan und verschleiert, wie Engelbert es erbeten hatte, aufgebahrt mitten im Zimmer.

„Wie auf einem Thron,“ sagte Engelbert. Lichter flimmerten gelblich im Tageszimmer um den Sarg herum und Engelbert trug alle Blumen, die er im Laufe vorband, zusammen und stellte das frische, lebendige Grün in Töpfen und auch Sträußchen in Vasen, um die schwarz behangenen Stufen herum. „Arme Tante!“ seufzte er leise. „Wie viel Viebes und Schönes hättest Du genossen, wenn Du anders gemeint wärest.“ Darum wohl heißt es: „Gret das Alter!“ — weil es nicht immer darnach ist, daß gewöhnliche, gedankenlose Menschen es würdig zu achten imstande sind.

„Das Alter ist bei allen, die nicht glücklich waren, ein trauriges. Ein unausgelebtes Leben zu beschließen,

ohne in seinem ganzen Organismus verlegt zu sein, ist nur auserwählten Herzen möglich. Ich werde Dir einmal die Lebensgeschichte der Tante Mergelheim erzählen, wenn Du reifer bist." sprach die Mutter.

"Bin ich nicht heute alt und reif genug, um alles zu verstehen?" fiel Engelbert lebhaft ein.

"Nun ja," entgegnete die Mutter, "aber die Geschichte der Tante erfährst Du doch später einmal."

Engelbert gab sich zufrieden und nun begann das Suchen in allen Kästen und Laden, um etwaige Legate und Anordnungen zu finden. Aber es war nichts da, als jenes Testament, welches die Tante sterbend der Mutter selbst überreicht hatte und welches am Vermögen nichts mehr als vierhundert Gulden bares Einkommen aufwies. Denn — Niemand hatte das gewünscht — das Lebrige, wovon die Tante alle ernährt hatte, war eine Leibrente gewesen, deren Nutzen mit dem Tode ihrer Besitzerin erlosch.

"Wir sind also jetzt erst recht arm," sagte die Mutter.

"Ich werde Stunden geben," rief Engelbert, worauf Robert lachend erwiderte: "Ich ja, ich werde Stunden geben und das ordentlich, aber Du? Du taugst zum Erwerbe nicht. Gisa soll Nähmaschine spielen und Mama sticht seine Stickerien. Es wird schon gehen. Uebrigens komme ich bald zum Militär, und wenn es mir gefällt, so bleibe ich. Offizier zu sein ist auch der Uebel größtes nicht. Ich werde mich schon forbringen."

"Sieh da," rief die Mutter, "da ist noch etwas, ein Tausender, ein Rentenchein für Robert und hier eine Schrift, welche die ganze Wäscheausstattung der Tante, die einst heiraten sollte, an Gisa überantwortet."

Die beiden jungen Leute jubelten auf. "Und mir hat sie nichts gegeben," sagte Engelbert traurig.

"Hier steht es," entgegnete ihm die Mutter und las: "Das Uebrige gehört Dir, liebe Nichte, Du wirst Engelbert ohnedies nicht verkürzen, ich habe nur jene besonders bedenken müssen, die voransichtlich bald in die Welt gehen, Robert und Gisa."

"Die gute Tante!" sagte Engelbert und freute sich, daß noch eine Bemerkung auf dem Schriftstücke stand, welche besagte, daß alle Seidenkleider der Tante, sechs Stück an der Zahl, der Mutter gehören. Gisa aber verzog beiseite ihr lüftiges Seidenengesichtchen, als die Mutter die altmodisch weiten, schweren Seidenkleider aus dem Kasten zog und ihre leuchtenden Farben im Tageslichte spiegeln ließ; schwarz, grau, violett, grün, blau und wieder schwarz. Die junge Gisa schlug die Hände zusammen vor Bewunderung. "Mutter, nicht wahr, diese wunderschönen Kleider erbe ich einst von Dir?" plagte sie unbewußt dessen, was sie sagte, heraus.

"Mein mein Kind, Du bekommst die Hälfte der Kleider jetzt schon, wähle!" sprach die Mutter in freundlichem Ernst der Stimme, die Vorwurf und Verzeihung zugleich kund gab.

Gisa senkte erröthend die Augen. Dann blickte sie freudig auf und wählte: "Schwarz, violett, blau!" "Nein, das blaue Kleid muß die Mutter haben, rief Engelbert. "Sie wird darin aussehen wie eine Königin."

Gisa widersprach ihm.

"Laß sie," sagte die Mutter. "Laß ihr die Wahl. Grün steht mir ja auch gut." Sie hielt lächelnd das strahlende Kleid an den Leib.

"Ja, sehr schön bist Du, Mutter. Wie eine Königin," sagte Engelbert und gab sich, wenn auch nur ungerne, zufrieden.

"Und mein Geld, das verwaltest Du, bis ich großjährig bin, nicht wahr, Mutter?" rief Robert. Die Mutter nickte.

"Aber jetzt einen Obulus auf Bier. Ich muß mir ein Köstliches antrinken auf die Erbschaft. Zuchhe!" rief Robert.

"Du vergißt, daß die Tote noch nebenan liegt," mahnte Engelbert.

"Sei still!" "Nichtig, Herr Lehrer," spottete Robert gutmütig und mit einem derben Schlag auf Engelberts Schulter, machte er sich lachend davon.

"Du bist immer so roh!" rief ihm Engelbert nach, der sich die Achsel rieb.

So war denn Alles in Ordnung und nach der Beerdigung der Tante Mergelheim ging es recht einfach und einträglich zu im Hause Holbing.

Im Hause Holbing!

Jetzt gab es erst eine Familie Holbing. Früher hieß es nur bei Mergelheims. Welche Macht ist das Geld! Weil nun Engelberts Mutter die kleine Haushaltung führte, hatte sie auch wieder ihren Namen, den sie fast schon vergessen hatte. Sie kaufte nun ein, sie zahlte nun aus, so hatte sie auch mehr Ansehen im Verkehr mit der Welt. So wenig sie besaß, fühlte sie sich doch reich, da sie allein war, Frau im Hause, im eigenen Hause! Die Familie führte das denkbar bescheidenste Leben, aber ein friedliches, angenehmes Leben.

Ein Jahr war verfloßen, Gisa siebzehn Jahre alt, sie verlangte zu tanzen.

"Bei unseren Verhältnissen ein Ball, rief, die Mutter. "Woher das Geld hierzu?"

Man hatte nur die eine kleinere der zwei kleinen Wohnungen behalten, zwei Zimmerchen und eine Küche. Man mußte sich einschränken, man mußte dazu erwerben, zu dem was da war, sonst hätte man Schulden machen müssen. Gisa bewohnte die helle, kleine, morgenstetige Küche und trat die Nähmaschine, so daß nur die Arbeit so flog. Die Mutter saß im kleinen, gassenseitigen Salonchen, darin das Beste von Tantschens Einrichtung recht bei besamtenstand, sie machte seine Stickerien in Goldfaden, Perlen, Sammet und Seide. Die Knaben gaben Unterrichtsstunden und wohnten im Stübchen zwischen Küche und Salon. Robert verdiente allerdings mehr als Engelbert, der nicht allzu schnell laufen und nicht spät abends ausgehen durfte. Die Mutter erlaubte es ihm nun einmal nicht, und er war nicht mehr der wilde trotzigste Bub', um nicht zu gehorchen. Er hatte viel gelernt, er besuchte die Malerakademie, lernte und studierte die ganze Litteratur durch, alt und neu, so gut es ging. Er war ein Träumer, ein Denker, ein Forscher geworden, als er sich sechzehn Jahre alt sah.

Aber Gisa wollte einen Ball besuchen.

"Ich kann es Ihr nicht verargen," sagte die Mutter zu ihren Söhnen, "und wenn Ihr beide einverstanden seid, so wollen wir die Kosten tragen."

Jetzt gab ja. Robert gab sogar einiges Kleingeld aus seiner besonderen Sparkasse her, Engelbert gab das Doppelte von dem her, was sein Bruder gab und die Mutter verkaufte ein Paar recht altväterlich plumpe, schwere Ohrgehänge von Gold. Es kam ein Sämmchen zusammen. Gisa sah am Ball- abende, im weißen Taillkleide, welches sie selbst angefertigt hatte, mit den zarten rosenroten Binden im Haar und an den Schultern wirklich aus wie eine Elfe.

"Aber Mutter, Mutter, wie bist Du schön!" riefen Robert und Engelbert zugleich aus, als sie abends von ihren Lektionen heimkehrend, beide Damen im Ballsaale sahen. Bei Gisa war es selbstverständlich, daß sie schön war, die Jugend ist ja immer schön, mit oder ohne Putz, aber die Mutter! Ernst und Sorge, die gänzliche Achlosigkeit in Bezug auf ihr Aeußeres, das zwar immer anständig aber nie kokett war, hatten die eble, sanfte Schönheit der Frau Holbing nicht zur Geltung kommen lassen, durch Jahre schon.

Jetzt im modern zugeschnittenen, smaragdgrün leuchtenden Seidenkleide, zwar unecht aber doch sehr schön aussehende Perlen um den Hals, das reiche, braune Haar gelockt, perlendurchflochten und auf dem Scheitel annutsvoll getürmt, sah die Mutter wirklich aus wie eine Firtistin. Als die Bewunderung ihrer Söhne ihr ein von Freude und Verlegenheit gemischtes Gefühl aufbrang, überflog ein hellroter Hauch ihre bleichen Wangen.

"Mutter, Du bist schön, Du wirst immer schöner!" klang es da aus jubelndem Nebenmunde immer wieder.

Gisa war ganz böse. "Und ich bin nicht schön?" sagte sie schmolend und warf sich in die Brust, halb lächelnd, halb trotzend.

"Aber ja, Schwesterchen, und wie schön!" riefen die Brüder.

Robert umarmte Gisa zum Beweise der Wahrheit seiner Worte so heftig, daß sie sich wehrte und schrie, weil sie um ihr zartes Kleid fürchtete.

"Siehst Du," sagte Engelbert heiter, "jetzt ist es Dir doch nicht recht, daß man Dir Deine Schönheit anerkennt."

"Robert, hole den Wagen!" befahl die Mutter und als der Fiaker vorfuhr, stiegen beide Damen, in weiße, warme, pelzverbrännte Mäntelchen gehüllt, ein und ließen sich dem Ballsaale zutragen.

Robert machte beim Nachtessen, welches die Mutter den Söhnen bereitgestellt hatte, ehe sie sich ankleidete, allerlei Witze. Ueber die Widersprüche des Lebens, über Armut, über den Luxus, über die Eroberungen, welche die Schwester wohl machen wird, über die etwaige Heirat, die daraus folgen könnte.

"Du, so einen reichen Schwager möchte ich haben — das wäre etwas Prächtiges zum Anpumpen!" und hui — flog das Mathematikbuch zur Beglaubigung der eben verkündeten Wahrheit in die Höhe und wieder auf den Boden zurück.

Engelbert hob es auf. "So verbirbt man Bücher," sagte er ruhig.

Robert aber fuhr fort: "Die Mutter könnte etwa auch noch einmal heiraten. Sie ist doch auch schön. Das wäre allen Erstes, angenehm," rief Robert. "Wir haben gerade keine Not, aber doch Sorgen. Wenn jedoch die Mutter einen reichen Mann bekommt —". Hui, flog wieder das Lateinbuch zur Decke hinauf, wurde diesmal aber mit den Händen aufgefangen.

Engelbert sagte nichts. Es war ihm ohnedies seltsam zu Mutte, eine Nacht ohne die Mutter zu verbringen. Seit er lebte, waren sie immer Beide unter einem Dache über Nacht gewesen. Er fühlte sich bei dem Gedanken ohne sie zu sein, unbehaglich, aber er hätte dies um keinen Preis dem Bruder gesagt, dieser hätte gespottet, gelacht. Er hätte ihn ein Mutterhörnchen, ein Nesthähnchen gescholten.

Er hüllte sich also schweigend in seine Bettdecke und als Robert lange schon in tiefen Alenzügen schnarchte, war er immer noch wach. Er hörte alle Stunden schlagen, manche Viertelstunde mochte er verträumt haben, endlich schlug es fünf Uhr morgens und der Wagen kam zum Hause gerollt.

Engelbert überließ es. Er hätte gleich hinauspringen mögen, der Mutter zu. Aber sie hatte ja den Hausschlüssel in der Tasche ihres Kleides mitgenommen, sie hatte auch den Schlüssel zur Wohnungstür, den zweiten hatte Engelbert abgezogen und beiseite gelegt. Wichtig, nun schlug das Thor auf und zu, es raschelte im Schlosse des Vorzimmers — da war die Mutter. Er hätte aufschreien mögen vor Freude, aber er ließ das Herz pochen und rührte sich nicht, blinzelte nur zwischen den Wimpern hervor. Die Mutter schritt leise auf ihn zu, beugte sich über ihn und küßte seine Stirne. Er schlang die Arme um sie. "Nicht wahr, Mutter, Du wirst Dich nicht wieder verheiraten?" sagte er flüsternd.

"Närrisches Kind — wie kommst Du auf so etwas?"

"Robert sprach abends — " "Robert?" rief die Mutter laut aus, und dieser erwachte. "Ach!" machte er, indem er sich im Bett aufsetzte und die Augen rieb.

Gisa hüpfte herbei, drehte die stumpfbrennende Lanze auf und sagte mit wichtiger Miene: "Es ist Unglaubliches geschehen in dieser Nacht." —

"Was denn?" gähnte Robert.

"Wir heiraten beide, ich und die Mutter," plagte Gisa heraus. "Warum nicht gar?" fuhr Robert freudig auf.

"Sei nicht so einfältig," sagte die Mutter zu ihrer Tochter. "Was muß Engelbert nur glauben?"

"Engelbert! Und was ich glaube, gilt nicht? Ich wäre selig über einen reichen Stiefvater," eiferte Robert.

"Ich brauche keinen," sprach Engelbert trotzig und hielt die Mutter an ihrem Kleide fest. "Bekommt auch keinen, mein Kind," entgegnete diese, sich faust von ihm losmachend.

"O doch — der Oberst von Tillhagen," — plauderte Gisa.

„Der junge Eßing ist in Gisa verliebt und wird sich uns heute vorstellen, das ist das stürmische Resultat dieses Balles, weiter nichts,“ sprach Frau Holbing entschieden. „Aber der Oberst hat der Mutter schrecklich den Hof gemacht, er war ganz weg,“ plägte Gisa.

„Aber Gisa!“ rief die Mutter erröthend. Die schöne siebenunddreißigjährige Frau war wirklich verlegen. „Ich bin doch bei Sinnen. Ich habe Euch, brauche weiter nichts. Wer hätte das gedacht? Ich brachte ein Opfer aus Mutterliebe und Pflicht, indem ich auf den Ball ging und jetzt werde ich geneckt, wie ein Mädchen, wegen Liebesgeschichten und das noch dazu von meinen eigenen Kindern,“ jagte sie erregt. Es war fast zum Lachen. Robert und Gisa lachten auch, Engelbert lachte aber nicht. Die Mutter drückte ihm die Hand und ging mit Gisa ins Nebenzimmer, um sich unzufrieden.

„Ich mache gleich den Kaffee“, sagte Gisa, schlafen gehe ich ohnedies nicht mehr. Um keinen Preis kömmt' ich ruhen. Um 12 Uhr ist Herr Eßing da. „Ich gehe auch nicht mehr zu Bette,“ sagte die Mutter. Robert dehnte sich noch, Engelbert stand auf. „Wer ist denn dieser Eßing?“ fragte er.

„Ein Fabrikantensohn, der unsere Familie vom Hörensagen lange schon kennt. Er ist reich, Gisa hat Glück mit ihrem ersten Auftreten in der Welt,“ erklärte die Mutter.

„Also hat sich der Ball ausgezahlt,“ bemerkte Robert, indem er seine Stiefel anzog.

Das Frühstück wurde in heiterer Stimmung eingenommen. Heute trete ich dich nicht,“ sagte Gisa zu ihrer Nähmaschine, indem sie ihr einen Kuck gab, der Wand zu. Alles wurde gewischt, gepußt, gefegt, die Küche war ohnedies immer rein, die Zimmerchen mit den vielen lichten und dunklen Kästen an den Wänden, mit der Menge von Gemälden in Goldrahmen, mit den Spitzenvorhängen und den tiefen dunklen Sofas und Fauteuils waren spiegelblank, als Herr Eßing schüchtern an die Thür klopfte und sehr erröthend eintrat. Lächelnd hüpfte ihm Gisa entgegen und die Mutter geleitete ihn in das zweite Zimmer, welches am schönsten eingerichtet war.

Man sprach vom Wetter, vom Balle, vom Luxus, von den Geld- und Zeitverhältnissen, von Fallissements und der junge Mann bemerkte, daß er mit einiger Sorge in die Zukunft blicke, weil das Haus seines Vaters nicht gar so glänzend stehe, als es den Anschein hat. Er hat aber, dieses nur als Familiengeheimnis zu betrachten, er hätte es gesagt, damit Gisa sich nicht allzu großen Reichtum versprache. — „Es sind noch sechs Geschwister außer mir da, und ich möchte meiner zukünftigen Frau nicht eine Enttäuschung bereiten, in dem Umfange, daß ich klein anfangen muß, wenn ich heirate und mich selbständig hinstelle.“

Frau Holbing sagte: „Man heiratet aus Neigung, wenn Geld genug da ist, um ein Haus halten zu können. Luxus läßt sich entbehren oder erwerben.“

„Ist Fräulein Gisa auch der Meinung?“ fragte der junge Mann, ein wenig um die Antwort seiner Ervählten bange.

„Mein Gott, besser werde ich es doch haben als jetzt,“ entgegnete Gisa naiv, „da ich bis in die Nacht hinein nähen muß. Sollte ich aber als Frau eben so arbeiten müssen, so thue ich es gern, denn ich bin es ja gewohnt.“

„Nein, Gott bewahre, von vieler Arbeit darf bei meiner künftigen Frau keine Rede sein!“ rief der überglückliche Eßing. Gisa aber hüpfte zu ihrem großen Schrank, und zeigte ihm das seine Sinnen-

zeug, die Silberlöffel, den Schmuck, die drei schweren, noch unveränderten Seidenkleider und an denselben Tage wurde des Abends feierlich die Verlobung festgesetzt. Zu Osiern sollte Hochzeit sein.

„Das ist doch zu schnell,“ sagte die Mutter. „Ich suche schon über Jahr und Tag eine Frau, die mir zulagt, ein Mädchen, die ich zu meiner Frau mache,“ verbesserte sich der junge Eßing, „mir scheint weder meine Werbung noch die bestimmte Zeit zur Heirat übereilt. Mir ist, als hätte ich meine Gisa immer gekannt, nicht erst kennen gelernt.“

„So ist die wahre Liebe —“ sagte Frau Holbing weisevoll. Aber trotzdem — wir werden mit dem Herstellen der Wäsche, der Kleider, nicht fertig werden. Manches ist noch unmodisch oder ungewöhnlich und muß überarbeitet werden. Dazwischen aber heißt es doch auch noch erwerben.“

Davon wollte der Bräutigam nichts wissen, vom Erwerben. Er wollte monatlich eine Summe an die Familie Holbing auszahlen. „Wenn Gisa für ihre Person etwas annehmen will, so habe ich

Der böse Blick.

Französisch von Théophile Gautier, deutsch von Adele Reuter.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der „Leopold“, ein prächtiger, zwischen Marseille und Neapel verkehrender, toskanischer Salondampfer bog eben um die Spitze von Procida. Die Passagiere waren alle auf Deck, denn der Anblick des Landes, der in solchen Fällen wirksamer ist als Malteser Pastillen und andere Arzeneien, hatte sie schnell von der Seerkrankheit gebeilt.

Auf dem Oberdeck standen auf dem für die Reisenden der ersten Klasse reservierten Teile eine Anzahl Engländer, die sich möglichst von einander abzulernen und unüberschreibbare Grenzen zwischen sich aufzurichten suchten; ihre hypochondrischen Gesichter waren sorgfältig rasiert, die Kravatten um ihren Hals zeigten kein ungebühriges Fältchen, die schneeweissen, steifen Kragen leuchteten wie Bristol-Papier; tabellose Handschuhe aus schwedischem Leder beledeten ihre Hände und die neuen Schuhe an ihren Füßen glänzten vom feinsten Lack. Diese tabellosen Erscheinungen schienen eben aus einem Fache ihres Reiseecessaires hervorgegangen zu sein, und ihr Anzug wies auch nicht die kleinste Unordnung auf, wie sie sonst eine Reife mit sich zu bringen pflegt. Diese Leute waren Lords, Mitglieder des Unterhauses, Kaufleute aus der City, Schneidermeister aus der Regentstreet und Klängenfabrikanten aus Sheffield, alles durchaus tabellose, ernste, unbewegliche und langweilige Gestalten. Auch Frauen waren dabei; die Engländerinnen sind ja bekanntlich nicht so fehsaft wie die Frauen anderer Nationen, sondern sie benutzen den geringsten Vorwand, um ihre Ziel zu verlassen. Neben der herbstlichen Schönheit manch einer geschminkten Lady und Mißfreß trachteten durch blaue Schleier die blühenden Gesichter der jungen Misses mit ihren Farben wie Milch und Blut, mit den wunderbaren goldblonden Locken und langen, weißen Zähnen, die uns an die Lieblingstypen der Albums erinnern und die Bilder von jenseits des Armeekanal gegen den ihnen oft gemachten Vorwurf der Unnatürlichkeit zu verteidigen. Diese anmutigen jungen Damen wiederholten alle, eine jede für sich mit reinstem englischen Accent den feierlichen Satz: „vedi Napoli e poi muori.“ befragten ihre Reisehandbücher oder schrieben die gewonnenen Eindrücke in ihr Tagebuch nieder, ohne auch nur im geringsten die schwachtenden Blicke der Pariser Don Juans zu beachten, die um sie her schlichen, während die empörten Mütter mit hallblauer Stimme über das unpassende Benehmen der Franzosen brummten.

Am äußersten Rande des für die vornehmen Klassen bestimmten Raumes gingen Zigarren rauchend einige junge Leute auf und ab, die man an ihren breitkrempigen Hüten aus Stroh oder grauem Filz, den mit großen Hornknöpfen verzierten Sackmänteln und den weiten Zwillingshosen gar leicht als Künstler erkannte, um so mehr, als ihre a la Van Dyck gedrehten Schnurbärte, die langen Tubenslocken der einen, oder das in der Art Paul Veroneje's kurz geschnittene Haupthaar der anderen diese Vermutung bestätigten; auch sie schielten heimlich, jedoch in ganz anderer Absicht als die Pariser Geden, nach jenen Schönheiten hinüber, denen sie sich im Gefühl ihrer Armut nicht zu nähern wagten, und diese verstoßenen Blicke lenkten sie ein wenig von der Bewunderung des herrlichen Panoramas ab, das vor ihren Augen



(Text siehe Seite 70).

nichts dagegen, aber ich — nicht wahr, Engelbert, wir brauchen nichts?“ Robert wollte darin reden. Ein Doppelblick, aus den Augen Engelberts und der Mutter, gebot ihm zu schweigen. „Die Mutter mag von niemand abhängen,“ flüsterte Engelbert seinem Bruder in's Ohr.

„Aber von der Tante hing sie ab —“ brummt diese leise. Engelbert konnte hier nicht widersprechen. Als der Bräutigam Gisa's fort wahr, fragte er die Mutter: „Von der Tante wolltest Du abhängen, von Gisa's Bräutigam nicht?“

„Kind,“ verlegte die Mutter, „das mißverstehst Du. Herr Eßing ist mein Sohn in spe, so viel wie mein Sohn. Es giebt wohl Eltern, die darauf rechnen, daß ihre Kinder sie im Alter erhalten, mir aber war dieser Gedanke von jeher ein Gräuel. Von Kindern abhängen — nein! All mein Stolz empört sich dagegen.“

„Mutter, auch von mir möchtest Du nicht abhängen?“ rief Engelbert erschreckt aus. „Von meinem Gelde möchtest Du nicht leben, wenn ich welches hätte?“ Die Mutter lächelte. „Das wäre ja kein Abhängen. Das geben wäre gegenseitig, auch wenn ich nichts hätte, weil Du ja nie aufhören wirst, meiner zu bedürfen,“ antwortete sie ihm.

(Fortsetzung folgt.)

ausgebreitet lag. Auf dem Vorderdeck verzehrten die armen Reisenden der dritten Klasse über die Brüstung gelebt oder auf ihren verschmutzten Packeten sitzend ihre Vorräte, die sie infolge der Seekrankheit bisher noch unberührt gelassen hatten. Sie hatten keine Augen für dieses herrlichste Bild der Welt, denn die Liebe zur Natur ist das Privilegium der Gebildeten, welche die Sorge für die materiellen Bedürfnisse des Lebens nicht ganz in Anspruch nimmt und ausfüllt.

Das Wetter war schön; die blaue Flut bewegte sich in sanften Wogen, die kaum stark genug waren, um die Spur des Schiffes zu verwischen; der aus dem Schote aufsteigende Rauch, der allein den klaren Himmel trübte, flog langsam dahin in leichten Flöden, und die Schaufeln der Wasserräder, die sich in einer Staubwolke diamantenglänzender Wassertropfen drehen, in denen die Sonne sich in allen Farben des Regenbogens brach, schlugen die Wasser in freudiger Lebendigkeit, als empfänden sie die Nähe des Hafens.

Die lange Hügelkette, die vom Posilip bis zum Besuv den herrlichen Golf umschließt, in dessen Tiefe die Stadt Neapel wie eine sich nach dem Bade am Ufer trocknende Wasserjungfrau liegt, begann deutlicher hervorzutreten in ihren violetten Wellenlinien und sich in bestimmteren Formen von dem strahlenden Azurblau des Himmels abzuheben; schon offenbaren sich die über das Land verstreuten Villen in weißen Flecken, die sich von der dunkleren Erde abhoben. Die Segel der in den Hafen zurückkehrenden Fischerboote glitten über die glatte, blaue Fläche wie vom Winde getragene Schwanenseiden und gaben Kunde von der Thätigkeit der Menschen in der erhabenen Einsamkeit des Meeres. Bald darauf erkannte man das Kastell S. Ermo und das Kloster S. Martino in deutlichen Umrissen auf dem Gipfel des Berges, an den Neapel sich lehnt, hoch über den Kuppeln der Kirchen, den Terrassen der Hotels, den Dächern der Häuser und Paläste und den aus einem strahlenden Dunke noch unendlich hervortretenden Bäumen.

Bald schien das Kastell dell' Uovo auf seiner schammigspitzen Klippe sich dem Schiffe zu nähern, und der Hafendamm mit seinem Leuchtturm streckte sich ihm lang entgegen, wie ein Arm, der eine Fackel hält. Im Hintergrunde veranschauete der näher kommende Besuv die bläulichen Farbtöne, mit denen die Entfernung ihn umgeben hatte, mit kräftigeren und natürlicheren Farben; an seinen Hängen zeichneten sich Schluchten und Ströme erkalteter Lava ab, und aus jenem einer Pflanze gleichenden ausgehöhlten Krater stiegen deutlich sichtbar kleine, weiße Rauchwölkchen auf, die sich im Hauche des Windes zitternd bewegten. Schon konnte man die Straße von Gianomone, den Pizzocalcone, den von Hotels umfäumten Quai von Santa Lucia, den königlichen Palast mit seinen vielen Balkonen, das Kastell Nuovo, das Arsenal und die Schiffe aus aller Herren Länder, deren Masten und Balken sich wie Bäume zu einem des Laubes beraubten Walde zusammendrängten, deutlich unterscheiden, als ein Reisender aus einer der Kabinen herastrat, der sich während der ganzen Fahrt nicht auf Deck gezeigt hatte, entweder weil die Seekrankheit ihn an sein Lager gefesselt hielt, oder weil er zu ungesellig war, um sich unter die übrigen Reisenden zu mischen, oder endlich weil dieses Landschaftsbild, das den meisten der Reisenden neu, ihm schon lange bekannt war und kein Interesse mehr für ihn hatte.

Es war ein junger Mann im Alter von sechs- undzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, wenigstens fühlte man sich beim ersten Blick versucht, ihn so zu schätzen; wenn man ihn aber aufmerkamer betrachtete, so fand man, daß er entweder jünger oder älter sein müsse, so seltsam mischten sich Frische und Mattigkeit in seiner rätselhaften Physiognomie. Die Farbe seiner dunkelblonden Haare spielte in jenen Ton hinüber, den die Engländer mit dem Ausdruck „auburn“ bezeichnen und glühten in der Sonne in kupferfarbigem, metallischem Glanze, während sie im Schatten fast schwarz erschienen; sein Profil zeigte scharf markierte Linien, eine Stirn, deren Wölbung jeder Phrenologe bewundert haben würde, eine edel geschwungene Adernase und ein Kinn, dessen starke Rundung an die Köpfe antiker Münzen erinnerte, und doch boten alle diese einzelnen, obwohl an sich

schönen Züge, kein angenehmes Gesamtbild. Es fehlte ihnen die geheimnisvolle Harmonie, durch welche die Linien gemildert und mit einander verschmolzen werden. Die Sage berichtet uns, daß ein italienischer Mäker, als er den sich gegen Gott auflehrenden Erzengel darstellen wollte, in dessen Antlitz die widersprechendsten Merkmale der Schönheit vereinte und so eine weit schreckliche Wirkung erzielte, als wenn er ihn mit Hörnern, starkgewölbten Augenbrauen und großem Munde gemalt haben würde. Das Antlitz des Fremden machte einen ähnlichen Eindruck. Besonders merkwürdig waren seine Augen; die sie beschattenden, schwarzen Brauen standen in seltsamem Gegensatz zu dem hellen Grau der Augäpfel und dem schimmernden Kastanienbraun seiner Haare; durch die geringe Breite des Nasenbeins schienen sie näher bei einander zu stehen, als die Maße und Lehren der Zeichenkunst es erlauben und ihr Ausdruck war seltsam befremdend. Wenn sie sich nicht auf einen bestimmten Gegenstand richteten, schimmerten sie in dem seuchten Glanze einer unbefimmten Melancholie und sehnsuchtsvollen Weisheit; sobald sie aber eine Person oder einen Gegenstand erfassen, zogen die Brauen sich zusammen, runzelten sich und bildeten eine tiefe, quer über die Stirn laufende Falte; das Grau seiner Augäpfel verwandelte sich in Grün, in dem sich schwarze Flecken und gelbe, feine Linien zeigten, scharfe, fast verwundende Blicke schossen aus ihnen hervor, dann nahmen sie wieder ihren früheren, ruhigen Ausdruck an und der Fremde mit den Mephistopheliansen ward wieder ein junger Weltmann, wohl gar ein Sportsmann, der die Saison in Neapel verleben wollte und froh war, daß er halb ein Pfister betreten konnte, das weniger beweglich sein würde als das Deck des „Leopold“.

Seine Kleidung war elegant, ohne aber durch eine scharfe hervortretende Einzelheit aufzufallen: er trug einen dunkelblauen Rock, eine schwarze Cravatte mit hellen Punkten, deren Knoten weder gefünfstelt noch nachlässig geschlungen war, eine ebenso gemusterte Weste, hellgrüne, über seine Schuße herabfallende Beinkleider; die Uhrkette war aus glattem Golde, und den Kneifer trug er an einer einfachen Seidenschmür; in der mit tadellosen Handschuhen besetzten Rechten bewegte er ein dünnes Stöckchen aus gewundenem Rebenholz mit silbernem Knopfe.

Er trat einige Schritte vor und ließ seinen Blick planlos über die immer näher heranrückende Küste schweifen, wo man schon sehen konnte, wie die Wagen hin und her fuhrten, wie die Bevölkerung sich drängte und in müßigen Gruppen umher stand, denen die Ankunft eines Reisewagens oder eines Dampfers, obwohl sie ihr schon wohl tausendmal begegnet hatten, ein immer wieder neues und interessantes Schauspiel bot. Schon stieß vom Quai ein kleines Geschwader von Rähnen und Booten ab, die mit einer Schar von Haushrechten, Dienern, Gepäckträgern und mancherlei anderem Gesindel, das den Fremden als seine Beute zu betrachten pfleg, besetzt waren; ein jedes Boot legte sich mit aller Kraft in die Ruder, um als erstes den Dampfer zu erreichen und die Mannschafft rief sich ihrer Gewohnheit gemäß Flüche und Schimpfwörter zu, die einen Menschen, der nicht bewandert war mit den Sitten und Gebräuchen der niedrigen Bevölkerungsschichten Neapels, sehr erschrecken mußten.

Der junge Mann mit dem kastanienbraunen Haar hatte den Kneifer aufgesetzt, um die Einzelheiten des vor seinen Augen ausgebreiteten Panoramas besser erkennen zu können, aber seine Aufmerksamkeit, die durch das wüste Geseire von dem erhabenen Landschaftsbilde des Golfes abgelenkt wurde, richtete sich ganz auf die näher kommenden Boote; der Lärm schien ihn zweifellos zu füren, denn seine Augenbrauen runzelten sich, die Falte auf seiner Stirn wurde tiefer, und das Grau seiner Augäpfel nahm eine gelbliche Färbung an. Pflötzlich rollte eine schaumgekrönte Welle, die sich unmerklich aus dem offenen Meere über die glatte Fläche heran gewälzt hatte, unter dem Dampfer fort und hob ihn hoch empor, um ihn dann wieder schwer niederfallen zu lassen, brach sich am Quai in tausend schimmernden Tröpfchen, bespritzte die von diesem unvorhergesehenen Guffe ganz überraschten Spaziergänger und rief durch

ihre heftiges Zurückfluten ein so scharfes Auseinanderprallen der Boote hervor, daß drei oder vier Gepäckträger ins Wasser fielen. Der Unfall war nicht bedenklich, denn diese Kerle schwimmen alle wie Fische oder Meerestgötter, und wenige Sekunden später tauchten sie mit an den Schläfen klebenden Haaren wieder auf, spieen das salzige Wasser aus Mund und Nasenlöchern wieder aus und waren sichtlich ebenso überrascht über diese unerwartete Tauchübung wie Telemach, der Sohn des Ulysses, es wohl gewesen sein mochte, als Minerva in Gestalt des weisen Mentor ihn hoch von einem Felsen herab in das Meer schleuderte, um ihn der Liebe der Eucharis zu entziehen.

Hinter dem seltsamen Reisenden stand in ehrsüchtiger Entfernung neben einem Berg von Koffern ein kleiner Diener, eine Art Greis im Alter von fünfzehn Jahren, ein Gnom in Livree, der den Zwergen gleich, welche die Chinesen mit vieler Geduld in Porzellangefäßen groß ziehen, um sie an Wachsen zu hindern; sein flaches Antlitz, aus dem die Nase kaum hervorsprang, schien von Kindheit an zusammengebrüht worden zu sein, und seine hervortretenden Augen hatten einen sanften Ausdruck, wie ihn manche Naturalisten in den Augen des Frosches zu finden behaupten. Weder auf den Schultern noch auf der Brust hatte er einen Buckel, aber obwohl man keinen Gürtel an ihm finden konnte, machte er doch den Eindruck eines Buckligen. Kurz und gut, es war ein Diener, wie er sein muß, und ohne weitere Training hätte er an den Kneimen zu Macott oder Chantilly teilnehmen können; ein jeder Herrenreiter würde ihn auf sein häßliches Gesicht hin in Dienst genommen haben. Sein Neuzeres war unangenehm aber in seiner Art tadellos wie das seines Herrn.

Der Dampfer legte an; nach einem Austausch von mehr als homerischen Flüchen teilten sich die Gepäckträger in die Fremden und die Gepäckstücke und machten sich mit ihnen auf den Weg nach den verschiedenen Hotels, an denen Neapel so reich ist.

Der Reisende mit dem Kneifer und sein Diener begaben sich nach dem Hotel de Rome, gefolgt von einer großen Reihe stämmiger Gepäckträger, die in der kindlichen Hoffnung auf ein ansehnlicheres Trinkgeld unter der Last einer Hutschachtel oder eines leichten Rastens zu schwitzen und zu keuchen schienen, während vier oder fünf andere mit Muskeln, die denen des Hercules im Museum zu Neapel nicht nachstanden, mühsam eine Karre vor sich her schoben, auf der zwei mäßig große und schwere Koffer hin und her schwankten.

Als man an der Thüre des Hotels angelangt war, und der „padron di casa“ dem Ankömmling das für ihn bestimmte Zimmer bezeichnen hatte, begannen die Gepäckträger, obwohl sie ungefähr das Dreifache ihrer Tage erhalten hatten, ein tolles Geschultieren und Neben, in dem Bitten und Drohungen in drolligster Weise abwechselten; sie sprachen alle auf einmal mit erschreckender Schnelligkeit, verlangten eine höhere Bezahlung und schwuren bei den hohen Göttern, daß man sie für ihre Bemühungen nicht genügend entschädigt habe. Paddy, der allein zurückgeblieben war, um ihnen Stand zu halten, während sein Herr, ohne sich weiter um dieses Gesindel zu kümmern, schon die Treppe hinaufstieg, gleich einem von einer Meute von Doggen angegriffenen Affen; er suchte ihrem lauten Lärmen durch eine kurze Rede in seiner Muttersprache, nämlich in Englisch, ein Ende zu machen; aber seine Worte hatten nur geringen Erfolg. Da stellte er sich zur großen Belustigung der Gepäckträger in einer sehr korrekten Boxerpose auf, schloß die Fäuste, zog die Arme an die Brust und schleuderte mit einem geschickten Stoße in die Magenruhe, der eines Adams oder Tom Cribbs würdig gewesen wäre, den größten Keul der Bande zu Boden, wo er sich, alle Biere in die Luft streckend, auf dem Lavapflaster umher wälzte.

Diese Geldenthat jagte die Bande in die Flucht. Schwerfällig erhob sich der Riese. Mit gebrochenen Gliedern humpelte er davon, ohne auch nur den kleinsten Versuch zu wagen, sich an Paddy zu rächen und rief sich unter mancherlei Verrenkungen der Glieder die blauen Flecke, die sich schon an seinem Körper zeigten, davon überzeugt, daß ein böser Geist



Nur 4 Mark 50. Sollt einer dieser hochlegenden gefällig 333 getrennten massiv goldenen Ringe.

Echt Harzer Handkäse. Kiste ca. 100 Stück Mark 3,50 franco.

Magerkeit.

Schöne volle Körperformen wird unter orientalischer Kostpflanze in sechs bis acht Wochen leicht bis 50 Pfund zuzunehmen.

Sammethaus Louis Schmidt, Hannover 19. - 187.

Sächsisch-Thüringisches Technikum Rudolstadt. Höhere Fachschule für: Architekton. u. Bau-Ingenieure.

Rheinisches Technikum Bingen. Höhere und mittlere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Königreich Sachsen. Technikum Hainichen. Maschinen- u. Elektro-Techniker, Ingenieure, Techniker u. Werkm. Laboratorium f. Elektro-u. Maschinen- u. Techniker.

Thüringisches Technikum Jlmeneau. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

Polytechnisches Institut, Friedberg. In Hessen, bei Frankfurt a. M.

„Superior“-Fahreräder. sind auch für die Saison 1903 unbedingt die besten und trotzdem außerordentlich billig.

Kein Haarzufall mehr! — Kein Schwindel! 500 Mark erhält derjenige, welcher nachweist, dass nach dem Gebrauch von Meyer's Haarbalsam keine Haare wachsen.

Bettfedern und Dunnen. garantiert staubfrei und gut füllend. Preis 0,50, 0,75, 1.-, 1,25, 1,50, 2,00 u.

Lesen Sie! Das Buch über kleine Familie. Preis mit Briefporto 80 Pfennige.

Alles für Dietitantenarbeiten, Vorlagen für Laubsägerel, Schnitzerei, Holzbrand etc.

Rheumatismus. Gicht, Arthritis, Entzündungen, Wunden- und Rückenameria etc.

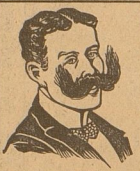
Kaffee billig. Direkt vom Importhafen. Reg: 59, 64, 68, 78, 84, 88, 92, 100, 110.

Kaffee-Versand-Haus M. Lübbers, Hamburg 6.

Flechtenkranke. Erwünschte, wässrige Schuppen und Verkrustungen lösen sich durch den Gebrauch dieses Mittels.

Gewerbe-Akademie f. Maschinen-, Elektro-, Bau-Ingenieure und Architekten.

Wer seine Magerkeit, oder allgemeine Schwäche zu beseitigen, bessere Formen, vollere Brust wünscht.



Schnurrbart! Wer sich vor Färbung und Schäden fürchten will, sollte nicht auf die probier-



Multiplex-Fahrrad-Industrie, Berlin, Alexandrinenstr. 11.

Franz Hirsch in Oppenheim 2 a. Rh., früher Weingutsbesitzer in Wierlein a. Rh.

Vergleichen Sie alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Kein Gutsbesitzer! Kein Geschäftsinhaber! Kein Buchhalter! Kein Rechnungsführer! Kein Commis! Kein Lehrling!

Korpulenz + Fettlosigkeit. wird befeitigt durch die Tonnala-Zehrkur.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fahrliche-, Primar- u. Abiturienexamen.

MUSIK-INSTRUMENTE aller Art. Phonographen etc.

Monatsraten von 2Mkan Bial & Freund in Breslau.

Von 8j. Nervenschwäche von ohm. Berufsstör. i. d. Wch. d. d. Comb. Heli. v. Jost.

Musikinstrumente für Orchester, Schule und Haus.

Auskünfte über Vermögen, Mitgift, Ruf, Vorleben, Lebenswandel, Charakter etc.

Warte Krause! Jeden Dieb fängt unfelhar meine neue patent. Doppellarmkladenkasse.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle haarl. Gesichtes- u. Armhaare sicher.

Bildschön! ist jede Dame mit einem zarten, reinen Gesicht, volligen, jugendlichen Aussehen.

Guarant für Güte. Preisliste frei. Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.

Verantwortlich für die Redaktion, für Geschäftliches und Anzeigen: Eduard Sonoff, Berlin SW.; Verlag von Max Pasch, Berlin SW.; Rotationsdruck von A. L. G. in G. v. e. e. Berlin SW.